

Friedlicher Widerstand in alter und neuer Zeit, oder : Christentum in der Heidenwelt. 1., Aus dem Jahre 375 vor Christus ; 2., Aus dem Jahre 1930

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf eine Art die jetzt nur wenige sehen oder wenigstens ahnen können, auch Judentum und Christentum in „Israel“ vereinigen wird. Also ein Adventsthema. Vor allem aber eine Adventsverheißung.

L. Ragaz.

Nachtrag: Es seien die wichtigsten Schriften von Hans Kohn noch zusammengestellt und ihr Verlag angegeben.

Nationalismus. Verlag R. Loewit-Wien, 1922.

Sinn und Schicksal der Revolution. Verlag E. P. Tal-Wien, 1923.

Die politische Idee des Judentums. Verlag G. Braun-Karlsruhe, 1924.

Zionistische Politik. Verlag R. Faerber-Mährisch-Osttau, 1921.

Geschichte der nationalen Bewegung im Orient. Verlag Kurt Vowinkel, Berlin-Grunewald, 1928.

Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Verlag Jakob Hegner-Hellerau bei Dresden, 1930.

Friedlicher Widerstand in alter und neuer Zeit, oder: Christentum in der Heidenwelt.

1. Aus dem Jahre 375 vor Christus.

Der berühmte römische Geschichtsschreiber Titus Livius erzählt in seiner Geschichte Roms (im 6. Buche, im 15. Kapitel) folgendes:

In einem Kampfe gegen die Volsker wurden einige Gefangene gemacht, die von Tusculum, einer mit den Römern verbündeten Stadt, waren, und die gestanden, daß sie mit Wissen ihres Volkes diesen Kriegsdienst geleistet hätten.

„Als die Gefangenen dem Senate vorgeführt wurden, beschloß man, die Leute von Tusculum mit Krieg zu überziehen und beauftragte damit Camillus [einen der Konsuln]. Aber man konnte nicht zum Kampfe mit den Leuten von Tusculum kommen; denn durch eine hartnäckige Friedenshaltung vereitelten sie die Rache der Römer, was ihnen durch Waffengewalt niemals gelungen wäre. Als sie die Römer in ihr Gebiet einmarschieren sahen, verließen sie die in der Nähe der Straße gelegenen Orte nicht und setzten ruhig ihre Feldarbeit fort. Aus den geöffneten Toren der Stadt aber zogen die Einwohner in Scharen den Generälen entgegen. Man brachte aus der Stadt und von den Feldern eifrig Lebensmittel ins Lager. Camillus schlug sein Lager vor den Toren auf. Neugierig, zu erfahren, ob in der Stadt der gleiche Anschein des Friedens herrsche, den man auf den Feldern vorgab, betrat er sie und fand dort die Häuser und Werkstätten offen, die Waren ausgestellt und wie gewöhnlich aufgereiht, jeden Arbeiter mit seiner Hantierung beschäftigt. In den Schulen ertönten die Stimmen der jungen Leute, die ihre Aufgaben lernten. Die Straßen waren voll von Menschen, besonders von Frauen und Kindern, die hin und her gingen, jedes, wohin es seine Geschäfte und Gewohnheiten führten. Nirgends etwas, was an Furcht

oder auch nur Staunen zu erinnern schien. Er blickte ringsum, mit den Augen irgend ein Zeichen des Krieges suchend: Nicht die geringste Spur eines Gegenstandes, der von seinem Platze weggenommen oder zu einem anderen Zwecke aufgestellt worden wäre, vielmehr überall ein so anhaltender und ruhiger Friede, daß man hätte denken mögen, daß auch nicht das leiseste Gerücht von Krieg bis hieher gedrungen sei. Durch diesen passiven Widerstand (*patientia*) besiegt, ließ er den Senat von Tusculum sich versammeln: „Ihr seid, Bürger von Tusculum, bis jetzt die Einzigen, welche die wirkliche Kraft gefunden haben, womit ihr euch gegen den Zorn der Römer schützen könntet. Gehet nach Rom und suchet den Senat auf; die Senatoren werden darüber urteilen, was ihr mehr verdient habt: ob zuerst eine Bestrafung oder eine sofortige Verzeihung; ich für meine Person bin nicht in der Lage, euch von mir aus eine Gunst zu bewilligen, die ein staatlicher Gnadenakt sein muß; es genüge, daß ich euch die Freiheit gewähre, um diesen nachzusehen. Der Senat wird eure Bitten so behandeln, wie er es für richtig hält.“

Die Tusculaner kamen nach Rom. Als man in der Vorhalle des Rathauses den Senat eines Volkes, das vor kurzem noch unser treuer Verbündeter war, erscheinen sah, da erweichten sich die Herzen der römischen Senatoren, und man ließ sie mit Worten holen, die mehr gastfreundlich als feindselig klangen. Der Diktator von Tusculum begann folgendermaßen: „Ihr habt, ehrwürdige Ratsherren, uns den Krieg erklärt und seid gegen uns ausgezogen; wir aber sind so wie ihr uns heute in der Vorhalle eures Rathhauses erscheinen saht und mit den gleichen Waffen und der gleichen Ausrüstung euren Generälen und euren Legionen entgegengezogen. Das ist stets unser und unseres Volkes Verhalten gewesen und wird es immer sein, es sei denn, daß wir eines Tages von euch und für euch Waffen erhielten. Wir danken euren Generälen dafür, daß sie mehr ihren Augen als ihren Ohren gefolgt sind, und daß sie da, wo sie nichts Feindseliges antrafen, auch keine Feindseligkeiten verübten. Wir flehen euch um den gleichen Frieden an, den wir selbst gehalten haben und bitten euch, den Krieg dorthin zu tragen, wo man selbst ihn gegen euch führt. Wenn es uns bestimmt sein sollte, auf schmerzliche Weise zu erfahren, was eure Waffen vermögen, so wollen wir es waffenlos erfahren. Das ist unsere Gesinnung. Mögen die ewigen Götter geben, daß sie ebenso vom Glück begünstigt sei, wie sie rein ist...“

So ungefähr redeten die Leute von Tusculum. Man gewährte ihnen den Frieden und bald nachher das römische Bürgerrecht.

(Mitgeteilt von Hélène Appia.)

2. Aus dem Jahre 1930.

Negley Farson, ein Korrespondent der „Chicago Daily News“, gibt folgende Beschreibung einer Szene, deren Augenzeuge er in *Indien* gewesen ist:

„Crash! Whack! Whack! Whack! Endlich zerstreute sich die Menge. Nur die in Orange gekleideten Frauen blieben an der Seite ihrer dahingestreckten, verwundeten Männer zurück. Die freiwilligen Ambulanzen lassen ihre Glöcklein ertönen, ihre Träger zirkulieren mit den an ihren Schultern aufgehängten Bahren durch die Felder. Whack! Whack! Whack! In den Herzen Aller erwacht beim Anhören dieser Schläge der „Lathi“ (biegfame Stöcke) der Jammer. Da erscheint eine Gruppe von fünfzig Sikhs, und es geschieht das Außerordentlichste, was ich in meinem Leben gesehen. Wie man weiß, sind die Sikhs eine Gemeinschaft von stolzen Kriegern, Mitglieder einer fanatischen religiösen Sekte. Sie trugen ihr „karpan“, ihr heiliges Schwert. Fünfzehn Mädchen und junge Frauen begleiteten sie. Aus verschiedenen Bezirken zusammengekommen, als Vertreter der Kämpfer des Pendschab, hatten diese herrlichen Männer geschworen, ihr „karpan“ nicht aus der Scheide zu ziehen, um sich zu verteidigen, aber auch nicht von dem Kampfplatz zu weichen, und sie wichen auch nicht! „Niemals! Niemals! Niemals!“, riefen sie zur höchsten Freude ihrer gandhifischen Brüder, „niemals ziehen wir uns zurück, eher sterben wir.“ Es war ein Schauspiel, das Worte nicht beschreiben können — ein solcher Fanatismus macht einen ganz krank. Das empfand offenbar auch die Polizei. Sie zögerte, die Sikhs zu schlagen. Sie forderten die Frauen auf, den Platz zu räumen. „Nein“, antworteten diese, „wir wollen mit unsern Männern sterben“. Es war furchtbar mit anzusehen.

Die indischen Polizisten zu Pferde, die bis jetzt durch die Felder galoppiert waren, ohne Unterschied auf die Köpfe einhauend, hielten betroffen an, als sie vor der kleinen Gruppe der hochaufgereckten Sitchs in ihren blauen Turbanen ankamen. „Die Sitchs sind tapfere Leute, wie könnten wir sie schlagen?“ Es war nicht die Furcht, sondern eine wirkliche Achtung, die sie so sprechen ließ. Aber entschlossen, den Platz zu säubern, warfen sie sich schließlich doch durch die versammelten Frauen hindurch auf die Männer, um sie zu schlagen. Ich befand mich fünf Schritte von ihrem Führer entfernt, als er die ersten Schläge empfing. Es war ein kleiner, muskulöser Mann, einem griechischen Gott ähnlich. Die Schläge fielen, er blieb aufrecht. Sein Turban wurde weggerissen, das lange Haar aufgedeckt. Er schloß die Augen, während die Schläge regneten, aber endlich wankte er und fiel zu Boden. Keiner der Männer hatte versucht, seinen Führer zu beschützen, aber nach und nach begannen sie trotz ihrer stolzen Haltung und ihres Entschlusses, eher zu sterben als vom Platze zu weichen, doch das Blut wegzuwischen, das aus seinem Munde drang. Aufgeregte Hindu sprangen herzu, um mit Eisstücken die Blutflecken zu reiben, die sich unter seinen braunen Augen gebildet hatten. Der Sikh hatte trotz dem Blute, das sein Gesicht überströmte, für mich ein Lächeln und erhob sich, um neue

Mißhandlungen zu erdulden. Jetzt aber gab die Polizei den Kampf auf. „Man kann nicht einen Mann schlagen, der sich so hält.“ Während zwei Stunden dauerten diese unglaublichen Szenen an. Die Sikhs hatten der Polizei erklärt, daß, wenn die Polizei sich entfernte, sie das Gleiche tun würden. Endlich entschloß sich die Polizei, den Platz zu räumen, und um neun Uhr führten die übriggebliebenen Sikhs, die noch gehen konnten und von denen nicht Einer war, dem nicht der Leib von Blutflecken bedeckt und die Kleider zerrissen gewesen wären, triumphierend die Prozession der gewaltlosen Anhänger Gandhis durch die Straßen. Hunderte von zum Teil schwer Verletzten füllten die Spitäler. Keinem Polizisten war das Geringste geschehen.

(Aus der „Sentinelle“.)

Und nun vergesse man nicht: das waren „Heiden“!

L. Ragaz.

Zur Weltlage

Die Welt am Jahreschluß.

1. Wenn ich wieder einen Versuch mache — mehr als ein solcher kann es ja nicht sein — einen Ueberblick über die Entwicklungen der Weltlage im Laufe des verflossenen Jahres zu geben und auf Grund davon den gegenwärtigen Stand ihrer Probleme zu zeichnen, drängt sich Ein Gesichtspunkt vor allem in den Vordergrund: Bei der Betrachtung der scheinbar so bunten Weltbegebenheiten fällt mir immer stärker auf, wie das Bild der heutigen Welt, dessen chaotischer Charakter uns sonst immer wieder zuerst in die Augen zu springen schien und das heute noch tut, sich doch immer mehr zu einer *Einheit* von großer Einfachheit zusammenschließt. Dies wenigstens auf bestimmten Linien. Denn daß im übrigen noch Chaos genug übrig bleibt, kann und soll natürlich nicht geleugnet werden.

Daß die *Völkerwelt* immer mehr ihre Einheit erlebt — trotz allem — scheint mir unbestreitbar. Auch im abgelaufenen Jahre sind wir auf dieser Linie ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wie sind uns doch Amerika und Rußland näher als einst! Haß und Liebe wirken zusammen, um die geistige Annäherung zu schaffen: beide mehren sie das *Interesse*. Wenn Rußland uns, feis in Sympathie, feis in Antipathie, durch den Bolschewismus interessanter wird — was ja ein viel zu schwaches Wort für den Sachverhalt ist — so Amerika durch das Reparationsproblem und — den „Amerikanismus“. In Bezug auf China ist es vor allem ein ungeheures Unglück: seine Hungersnot, mit ihren menschlichen und kosmischen Ursachen, was unsere